



Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

C. Bernd Sucher

Meine kleine  
Theater-  
Lebenshilfe

Mit Schwarzweißabbildungen

Deutscher Taschenbuch Verlag

*Für A.*

*»Lieben heißt nicht, sich des Besitzes zu freuen – heißt  
werben – bangen – kämpfen.«*

*Arthur Schnitzler*



Originalausgabe 2011

© 2011 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: Martin Hangen

Satz: Olaf Benzinger, Verlagsbüro Lektyre, Germering

Gesetzt aus der American Garamond 11,5/13 pt

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24907-2

## INHALT

Schlag nach bei Shakespeare . . . . .	7
Alkoholmissbrauch . . . . .	9
Annonce . . . . .	12
Aufgepasst! . . . . .	16
Autopanne . . . . .	19
Briefe . . . . .	22
Coup de foudre . . . . .	30
Dumme Fragen . . . . .	35
Ehrgeiz . . . . .	37
Eifersucht . . . . .	48
Einladungen . . . . .	58
Eitelkeit . . . . .	62
Familienbande . . . . .	71
Fluch . . . . .	74
Geiz . . . . .	79
Gerichtsvollzieher . . . . .	86
Grabverfügung . . . . .	91
Herr im Haus . . . . .	93
Hochzeit . . . . .	97
Intrige . . . . .	100
Krankheiten . . . . .	105
Lieben . . . . .	109
Lügen . . . . .	114
Opportunisten . . . . .	117
Rache . . . . .	119

Rauchen . . . . .	123
Seitensprünge . . . . .	128
Sex . . . . .	133
Sport . . . . .	136
Superstar . . . . .	138
Träume . . . . .	142
Umwelt . . . . .	147
Verlieben . . . . .	151
Witterung . . . . .	154
Zwei Seelen . . . . .	157
Bildnachweise . . . . .	159
Literaturverzeichnis . . . . .	160

## SCHLAG NACH BEI SHAKESPEARE

Das Unternehmen – ich weiß es – ist waghalsig!

Zum einen, weil es überhaupt vermessen ist, Lebenshilfe in geschriebener, in gedruckter Form anzubieten. Denn Lebenshilfe ist recht eigentlich Einsatz. Ist Aktion. Ist Kontaktaufnahme mit denen, die solch eine Hilfe nötig haben – ob sie von den Bedürftigen erwartet wird oder nicht. Dennoch: Wer nur einen kurzen Blick ins Worldwideweb tut, findet sie: die Angebote von Organisationen, Gruppen, Kirchen und Privatleuten – meistens Psychologen. Geschriebene Hilfsangebote allüberall. Ersatz.

Vermessen zum anderen, weil ich kein Psychologe bin, sondern nur ein Mensch, der sein bisheriges Leben leidenschaftlich lesend zugebracht hat. Und schauend, hörend. Die Abend in Theatern und Opernhäusern, die Tage in Bibliotheken und Lesesälen; all die Stunden, die ich mit Büchern verbracht habe oder mit Aufführungen, sie haben mich in manch heiklen Momenten davor bewahrt, Fehler zu begehen, die andere schon gemacht haben. In der Literatur. In der Dichtung. In Libretti. Sie haben mich gelehrt, auf manche Menschen nicht rein zu fallen und anderen aus dem Weg zu gehen. Kurz: Ich habe durchaus freudig und erleichtert erkannt, dass man nicht wenige Dramen im Leben vermeiden kann, kennt man nur genug Dramen.

Es ging mir aber nicht allein darum, vor Geiz und Geizigen, vor Erbschleichern, Opportunisten und Gerichtsvollziehern zu warnen. Ich möchte auch Mut machen, sich zu verlieben, zu träumen und zu heiraten. Was ist also die kleine Theaterlebenshilfe? Eine hoffentlich amüsante und hilfreiche Spurensicherung von Le-

ben und Lieben in der dramatischen Literatur. Hoffentlich vergeben mir die Leserinnen und Leser den einen oder anderen Blick in die Prosa.

Mein Dank gilt vor allen anderen Andrea Wörle, meiner Lektorin. Sie hat mich vor Fehlern gewarnt und vor allzu gewagten Tipps. Zu danken habe ich auch dem Verleger Wolfgang Balk, der sich wieder auf ein Buch mit mir (und von mir) eingelassen hat. Schließlich gilt mein Dank allen meinen Freundinnen und Freunden, die ganz direkt Wünsche äußerten, in welchen Lebenslagen sie dramatische Hilfe sich wünschten.

Mir bleibt die Hoffnung, dass dieses Buch die Leserinnen und Leser vor Missgeschicken bewahren möge und ihnen fried- und lustvolle Stunden, Tage, Jahre schenken möge.

Lochenhäusl im Oktober 2011



## ALKOHOLMISSBRAUCH

»Wer nicht leben kann, der säuft. So einfach ist das!«, sagt Onkel Wanja in Anton Tschechows gleichnamigem Drama. Wanja, Tschechows kläglichster und sympathischster Unglücksrabe, hat recht. Wann immer auf den Bühnen nicht bloß brav sich zugestrotzt, gesittet und in Maßen getrunken, sondern gesoffen wird bis zur Besinnungslosigkeit, ist klar: Mit einem Lustrausch hat das nichts zu tun. Und auch nicht mit Johann Strauss'scher Champagnerseligkeit wie in der ›Fledermaus‹. Gemeint ist exzessiver Alkoholkonsum, meist gepaart mit exzessiver Streitlust.

Brick in Tennessee Williams' ›Die Katze auf dem heißen Blechdach‹ nennt dieses Maß, das notwendig ist, damit so richtig die Fetzen fliegen können, den »Knacks«. Als sein Vater, der Big Daddy, wissen will, was er damit meint, erklärt der Junge: »Der Knacks in meinem Kopf, der mir Ruhe gibt. Wie ein Schalter, der in meinem Kopf angeknipst wird.« Brick möchte sich zurückziehen, den Vater nicht dabeihaben, wenn es knackst, weil er weiß, dass dann der große Streit wieder ausbrechen wird: Der übermächtige Vater, der so überrascht tut, weiß längst, dass der Sohn ein Säufer ist, abhängig und kaputt. Was er nicht wahrhaben will, ist Bricks Homosexualität. Aber der Alte lässt den Jungen, der Frieden will, nicht gehen. Er sucht den Streit. Und der ist schnell vom Zaun gebrochen.

Das beste Beispiel für einen desaströsen Clinch im Suff bietet Edward Albee in dem Theater- und Filmhit ›Wer hat Angst vor Virginia Woolf‹. Der Vier-Personen-Zoff ist eine Abschreckung für alle Theatergänger. Es wird geschluckt bis zum bitteren Er-

schauern. Man betrinkt sich mit Cognac und Anisette, einem offensichtlich besonders klebrigen Gesöff, oder mit Whisky. In dem 1962 in New York uraufgeführten und 1966 von Mike Nichols verfilmten Stück gehen Martha und George aufeinander ebenso los wie auf ihre Gäste Honey und Nick, die ihrerseits auch keine Probleme haben, übereinander herzufallen – verbal und im Handgemenge.

Manchmal sollte man besser sein lassen, was man allzu gern täte. Wer betrunken ist, wird gerne redselig. Das geht indes meist schief. Nein: immer! Jeder, der ›Wer hat Angst vor Virginia Woolf‹ kennt, wird bei der ersten Streiterei unter Betrunkenen Reißaus nehmen. So beschickert darf man nicht sein, dass selbst diese Flucht unmöglich ist. Der Alkohol kann ungeahnte und zerstörerische Energien freisetzen. Menschen zerreden ihre Leben, zerfleischen einander und setzen ihre Ehen aufs Spiel. Hier wird geboxt und geschossen mit Worten – und je betrunkenere die Kämpferinnen und Kämpfer sind, desto besser treffen sie. Die Lebens- und Liebeslügner stellen einander bloß, reißen sich die gutbürgerlichen Masken von den Gesichtern. Am Ende haben sie alles zerstört – und die bislang schöneredete Vergangenheit ist so öde wie die Zukunft düster. Eine höllische Nacht – und die Hölle am nächsten Morgen.

Auch in Eugene O’Neills Drama ›Eines langen Tages Reise in die Nacht‹ aus dem Jahr 1965 wird ausgiebig gebechert. Sowohl James Tyrone, einstmals bejubelter Liebhaberdarsteller, als auch seine Söhne James jr. und Edmund sind Alkoholiker. Von Mutter Tyrone ganz zu schweigen: gerade aus einer Entziehungskur entlassen, hängt sie schon wieder am Tropf. Was lernen wir daraus? Ein jüdisches Sprichwort hat die Antwort parat: »Wie man vor Trunkenheit sich schützen kann? – Man sehe sich den Trunkenen an!« In der Tat: kein Anblick, der zur Nachahmung animiert. Wenn man aber Onkel Wanjas Erkenntnis umgesetzt und zu leben gelernt hat, dann schüttet man sich nicht zu, um sich zu be-

nebeln, sondern man trinkt, um zu genießen. Und man weiß, wann »das Maß voll« ist.

Die netteste, harmloseste Lehre erteilen dagegen der Librettist Robert Gilbert und der Komponist Ralph Benatzky – »Im Weißen Rössl«. Leopold Brandmeyer, der Zahlkellner, versucht eine Rede, wohl wissend, dass er nicht mehr ganz nüchtern ist. Er stürmt eine Ratssitzung, gibt aber gleich zu bedenken: »Rechnen Sie bei dieser wicht'gen Sitzung gefälligst nicht auf meine richt'ge Unterstützung! Heute bin ich b'soffen, denn der Wein wirkt bei mir g'schwind, und wenn ich blau bin, bin ich völlig farbenblind!«

Was lernen wir daraus? In Maßen trinken. Und wenn man bemerkt, dass die anderen sich schon lustig machen: wegschleichen. Shakespeare hat am hübschesten gedichtet, was passiert, wenn man bleibt und weitermacht: »Der erst Trunk über den Durst macht ihn zum Narren, der zweite toll, der dritte ersäuft ihn.«. Ihn? – Jeden. Also aufgepasst!

## ANNONCE

Im Zeitalter der ungehemmten Kommunikation braucht sich wohl niemand zu genieren, wenn er oder sie eine Anzeige aufgibt, in der indiskrete Wünsche formuliert werden, in Zeitungen oder im Internet. Zu viel Diskretion oder zu viel Scham sind heute nicht unsere Hauptsorge. Ganz im Gegenteil. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war das noch ganz anders. Und das galt insbesondere für Damen aus den besten Kreisen. Die berühmteste Annonce der deutschsprachigen Literatur stammt von einer Aristokratin aus dieser Zeit. Sie steht eigentlich in einem Prosatext, der aber schon mehrfach in dramatisierten Fassungen aufgeführt wurde. Es ist Heinrich von Kleists Novelle von der ›Marquise von O.‹.

Die Geschichte spielt in einer Stadt in Oberitalien, und die titelgebende Dame war »von vortrefflichem Ruf« und auch noch »Mutter von mehreren wohlgezogenen Kindern«. Dennoch ließ sie »durch die Zeitungen bekannt machen: daß sie, ohne ihr Wissen, in andre Umstände gekommen sei, daß der Vater zu dem Kinde, das sie gebären würde, sich melden solle; und daß sie, aus Familienrücksichten, entschlossen wäre, ihn zu heiraten«. Das ist eine Annonce, die in der damaligen Zeit zum »Spott der Welt« führte. Was konnte diese Frau zu einem solchen Schritt bewegen?

Sie ist Witwe und lebt mit ihren Kindern bei den Eltern. Der Vater ist Obrist und befehligt eine Festung. Dann kommt der Krieg, und mit ihm kommen unter anderem die Russen. Frauen und Kinder können die Zitadelle nicht mehr rechtzeitig verlassen. Die russischen Truppen dringen ein, Feuer bricht aus, Chaos herrscht. Die Marquise von O. wird von Soldaten mit eindeutigen

Absichten misshandelt. Sie schreit aus Leibeskräften; und ein Retter naht, ein russischer Offizier, der »die Hunde, die nach solchem Raub lüstern waren, mit wütenden Hieben zerstreute. Der Marquise schien er ein Engel des Himmels zu sein. Er stieß noch dem letzten viehischen Mordknecht, der ihren schlanken Leib umfaßt hielt, mit dem Griff des Degens ins Gesicht, daß er, mit aus dem Mund vorquellendem Blut, zurücktaumelte; bot dann der Dame, unter einer verbindlichen französischen Anrede den Arm und führte sie, die von allen solchen Auftritten sprachlos war, in den anderen, von der Flamme noch nicht ergriffenen Flügel des Palastes, wo sie auch völlig bewußtlos niedersank. Hier traf er, da bald darauf ihre erschrockenen Frauen erschienen, Anstalten, einen Arzt zu rufen; versicherte, indem er sich den Hut aufsetzte, daß sie sich bald erholen würde; und kehrte in den Kampf zurück«.

Alle sind dem Retter, dem Grafen F., sehr dankbar und zutiefst betroffen, als sie hören, dass er noch am selben Tag gefallen sei. Das ist – glücklicherweise – eine Falschmeldung; der Graf hat überlebt, besucht die Familie und macht der Marquise einen Heiratsantrag. Man bittet sich Bedenkzeit aus, da muss der Graf wieder weg. Dann aber stellt sich heraus, dass die Marquise schwanger ist. Sie kann sich das nicht erklären. (Oder will es nicht. Darauf gibt es Hinweise im Text.) Ihr Vater ist empört wegen ihres »unsittlichen Verhaltens« und wirft sie aus dem Haus. Und sie weiß sich nicht anders zu helfen, als diese Anzeige aufzugeben und den »Spott der Welt« auf sich zu ziehen. Graf F. taucht wieder auf und macht ihr erneut einen Antrag. Sie weist ihn empört zurück. Die Eltern glauben ihr inzwischen, dass sie von nichts eine Ahnung hat, und nehmen sie wieder auf. Alle warten verzweifelt, dass sich der gesuchte Kindsvater meldet. Wer sich meldet, das ist erneut der Graf. Der Retter, der der Marquise als »ein Engel des Himmels« erschienen war, hatte sie vergewaltigt.

Er zeigt aufrichtige Reue, aber die Marquise will ihm nicht vergeben. Schließlich heiraten sie doch. Allerdings steht im Ehever-

trag, dass er sich von ihr fernhalten muss und als Ehemann keine Rechte, sondern nur Pflichten hat. Die Trauung ist eine frostige Angelegenheit: »Erst an dem Portal der Kirche war es dem Grafen erlaubt, sich an die Familie anzuschließen. Die Marquise sah, während der Feierlichkeit, starr auf das Altarbild; nicht ein flüchtiger Blick ward dem Manne zuteil, mit welchem sie die Ringe wechselte. Der Graf bot ihr, als die Trauung vorüber war, den Arm; doch sobald sie wieder aus der Kirche heraus waren, verneigte sich die Gräfin vor ihm; der Kommandant fragte, ob er die Ehre haben würde, ihn zuweilen in den Gemächern seiner Tochter zu sehen, worauf der Graf etwas stammelte, das niemand verstand, den Hut vor der Gesellschaft abnahm und verschwand. Er bezog eine Wohnung in M..., in welcher er mehrere Monate zubrachte, ohne auch nur den Fuß in des Kommandanten Haus zu setzen, bei welchem die Gräfin zurückgeblieben war.«

Aber der Graf bleibt unbeirrt in stetigem Bemühen: »Nur seinem zarten, würdigen und völlig musterhaften Betragen überall, wo er mit der Familie in irgendeine Berührung kam, hatte er es zu verdanken, daß er, nach der nunmehr erfolgten Entbindung der Gräfin von einem jungen Sohne, zur Taufe desselben eingeladen ward. Die Gräfin, die, mit Teppichen bedeckt, auf dem Wochenbette saß, sah ihn nur auf einen Augenblick, da er unter die Tür trat und sie von weitem ehrfurchtsvoll grüßte. Er warf unter den Geschenken, womit die Gäste den Neugeborenen bewillkommten, zwei Papiere auf die Wiege desselben, deren eines, wie sich nach seiner Entfernung auswies, eine Schenkung von 20 000 Rubel an den Knaben und das andere ein Testament war, in dem er die Mutter, falls er stürbe, zur Erbin seines ganzen Vermögens einsetzte.«

Besonders die Mutter der Marquise findet das alles sehr überzeugend und schließlich die Marquise auch. Er bewirbt sich noch einmal um sie, und mit Erfolg: »... eine zweite Hochzeit ward gefeiert, froher als die erste, nach deren Abschluß die ganze Familie

nach V. hinauszog. Eine ganze Reihe von jungen Russen folgte jetzt noch dem ersten ...« Und als der glückliche Graf seine glückliche Gattin irgendwann einmal fragt, warum sie »vor ihm, gleich einem Teufel, geflohen wäre, antwortete sie, indem sie ihm um den Hals fiel: Er würde ihr damals nicht wie ein Teufel erschienen sein, wenn er ihr nicht, bei seiner ersten Erscheinung, wie ein Engel vorgekommen wäre«.

Als diese Geschichte zuerst veröffentlicht wurde, stieß sie auf viel Empörung. Man war der Ansicht, dass kein Frauenzimmer sie ohne Erröten lesen könne. Nun wird gewiss heute keine Frau mehr erröten, wenn sie diesen Text liest oder gespielt sieht. So wenig, wie Annoncen noch »zum Spott der Welt« führen. Aber das eine oder andere können wir vielleicht doch daraus lernen. Selbst Annoncen, die uns abgeschmackt erscheinen, mögen zum Glück der Inserenten beitragen. Und selbst nach schwersten Verfehlungen kann artiges Benehmen schließlich zur Vergebung führen.

## AUFGEPASST!

Vor wem muss man sich hüten? Bei welchen Begegnungen muss das Hirn rasant schnell reagieren? Und ein Wort sofort ab- und aufrufen: aufgepasst! Vor Geizhalsen sollte man sich hüten, vor Gerichtsvollziehern, vor Ärzten und Juristen. Molière warnt uns vor diesen Typen, aber in jedem Stück nur vor einem. Im ›Geizigen‹ vor dem Knauserer, im ›Tartuffe‹ vor dem Gerichtsvollzieher; im ›Arzt wider Willen‹ vor dem Mediziner; im ›Menschenfeind‹ vor Juristen. Tirso de Molina, der Spanier, ist effektiver: Er schafft fünf auf einen Streich.

In seiner Komödie ›Don Gil von den grünen Hosen‹, entstanden um 1615, gibt es einen gewieften Diener. Er heißt Tristan, stirbt jedoch keinen Liebestod – schon deshalb nicht, weil er keine Isolde liebt und noch nie einen Liebestrank probiert hat. Dieser Tristan hat mit vielen bedeutenden, gelehrten, vermögenden Herren schlechte Erfahrungen gemacht. Ich gebe sie gern weiter, denn was dieser kecke Mann zu berichten hat, kann uns nützlich werden, begegnen wir solchen Männern oder – was schlimmer noch ist – brauchen wir ihre Hilfe.

Die verkleidete Doña Juana, die von ihrem Geliebten sitzengelassen wurde, trotz eines Eheversprechens, reist diesem nach, verkleidet als Mann (mit grünen Hosen). Sie nennt sich Don Gil und sucht einen Diener. Der wird im Bewerbungsgespräch auch gleich frech: »Euch wächst kein Bart, Ihr sprecht wie ein Sopran. Und heißt Don Gil, und weiter nichts? So hat man selbst den Namen Euch verschnitten?« Trotz dieser Frechheiten wirft sie ihn nicht gleich wieder raus. Der junge Mann ist nicht dumm und hat of-



fenbar schon einiges erlebt, wird also im Ernstfall richtig reagieren, hofft sie. Bevor es zum Kontrakt zwischen den beiden kommt, will Doña Juana wissen, was er denn im Dienst schon alles erlebt hat. Tristan hat es bei und mit vielen Herren probiert. Dabei war er vom Pech verfolgt und ist jetzt überzeugt: Die Welt ist voller Abzocker und Lügner: »Wenn's vom Himmel Herren regnete, wenn alle Flöhe sich in Herrn verwandelten, wenn ganz Madrid mit Herrn gepflastert wär, wenn man sie ausriefe wie die ersten Veilchen: Ich Armer würde nie den rechten finden, denn immer hab ich Pech mit meinen Herren.« Mehr aus Höflichkeit, denn aus Neugier oder gar Interesse fragt Doña Juana genauer nach, ob er schon vielen verschiedenen Herren gedient habe. Seine Antwort kommt wie aus der Pistole geschossen: »Das will ich meinen! Zuerst stand ich im Dienst bei einem Doktor. Ein Mann mit einem hochgelehrten Bart, sooo lang, und einer solchen Unterlippe. Stets trug er ambraparfümierte Handschuh und machte ein bedeutendes Gesicht. Im Zimmer standen tausend weise Bücher, doch in dem Hirne hatte er bloß Stroh, und mein Gewissen bäumte sich dagegen, bei solch betrügerischem Scharlatan mein karges täglich Brot mir zu verdienen.«

Doña Juana ist verblüfft: »Betrügerischer Scharlatan?« Tristan legt los: »Wenn er ans Lager eines Kranken trat, schob er den Finger an die Knollennase und murmelte lateinisch in den Bart, und dann begann er ernst und salbungsvoll: ›Das, teure Gräfin, sind versetzte Winde, die Lunge ist noch immer nicht ganz frei, und das Geblüt bleibt zäh und ohne Wallung. Was tun wir da? Nun, bald wird man es haben; die Leber und die Milz sind zu forcieren, damit die Säfte wieder zirkulieren. Von diesem Trank nehmt jeden Tag ein Fläschchen, und in zwei Wochen schon seid Ihr kuriert. Die Flasche kostet – bloß für Euch – fünf Gulden; ein Freundschaftspreis; ich setze dabei zu! Dies Wunderelixier hab ich erfunden, und seine Wirkung grenzt ans Fabelhafte!‹ Die Kranken zahlten gern den hohen Preis; doch in der Flasche war nichts an-

deres als verdünnter Rotwein und ein bisschen Salz. Versteht Ihr nun, dass ich bei solchem Schurken nur einen Monat ausgehalten habe?« – Klar versteht sie.

Was lernen wir daraus? Halsabschneider gibt es auch unter Ärzten. Doch Advokaten sind nach Tristans Erfahrung auch nicht viel besser. Seinen zweiten Chef, einen Anwalt, beschreibt er als einen windigen, pomadisierten Gecken, »der auf das Striegeln seiner Schnurrbartspitzen mehr Wert als auf die Paragraphen legte. Ob die Klienten den Prozess gewannen, ob sie verloren, war ihm völlig gleich; er steckte nur die Honorare ein und lebte ganz der Pflege seiner Schönheit. Ein Mann des Rechts, der so das Recht missbraucht, Ihr werdet es verstehn, war nichts für mich«. Auch Advokaten ist also erst einmal nicht zu trauen. Man muss ihre Rechnungen ebenso sorgfältig prüfen wie die Rechnungen von Ärzten. Man geht ihnen wohl am besten aus dem Weg. Dann geht es auch noch den Klerikern an den Kragen. Im Besonderen einem Domprälaten, der offensichtlich ein selbstgerechter Heuchler war, denn während die Dienerschaft am Freitag fasten und auf Lohn verzichten musste, prasste der geistliche Herr, »verspeiste zwei gemästete Kapaunen und betete: ›O Gott, wie bist du groß!«.

Wer fehlt nun noch auf Tristans Agenda? Ein Geizhals und ein Geldverleiher. Auch die hat er parat. Nach diesen Geständnissen bietet ihm Doña Juana tatsächlich die Stelle als Lakai an. Prompt reagiert er, wie man es nach seiner Litanei erwarten kann: »Ich stand bei vielen Herren schon im Brot, und in der Liste, die ich angelegt, fehlt nur ein Dichter noch und ... ein Kastrat. Ihr aber, Herr, mit ... Eurer hohen Stimme ...«

Falls Sie zu einer der inkriminierten Berufsgruppen gehören sollten, müssen Sie sich selbstverständlich nicht betroffen fühlen, sofern Sie nicht betroffen sind. Anderenfalls achten Sie auf Ihre Mitarbeiter. Wie man am Beispiel Tristans sieht, kann man sich auf deren Diskretion nicht unter allen Umständen verlassen.

## AUTOPANNE

Wenn man eine Panne hat, fährt oder schiebt man sein Auto an den Straßenrand, zieht seine Warnweste an, stellt das Warndreieck auf und ruft die Polizei. Passiert einem dieses Missgeschick in der Nacht, auf einer Landstraße, zwischen zwei Ortschaften, und hat man kein Mobiltelefon dabei, dann bleibt wohl nichts anderes, als sich zu Fuß aufzumachen zum nächsten Weiler, um dort – in einem Gasthof oder womöglich bei Privatleuten – um Hilfe zu bitten.

René Deval in der heute kaum noch gespielten Komödie ›Ein klarer Fall‹ von Claude Magnier aus dem Jahr 1954 (französischer Titel ›Monsieur Mansure‹) macht nach einer solchen Panne also genau das Richtige. Mobiltelefone gab es damals ja ohnehin noch nicht. Duval marschiert zu einem Landhaus, »in dem Lichter brennen und dessen Türen offen stehen«. Dann aber lässt Magnier, der durch den Louis-de-Funès-Film ›Oskar‹ auch einem größeren Publikum bekannt wurde und für ›Ein klarer Fall‹ mit dem ersten Preis beim Concours d'Art Dramatique ausgezeichnet wurde, seine Hauptfigur fürchterlich straucheln.

Denn sein Deval begeht zwei Fehler, zwei verhängnisvolle. Er betritt das Haus, auf seine »Hallo«-Rufe meldet sich niemand, und so sucht er erst mal das Telefon, um eine Pannenhilfe zu organisieren. Wo er denn stecke, will man wissen. Aber der gute Mann hat während der Fahrt nicht aufgepasst, Orts- oder andere Hinweisschilder nicht gelesen. Das war sein erster Schnitzer. Und so führt seine Antwort auf die Frage, wo er sich aufhalte, nicht wirklich weiter: »Hier auf dem Apparat steht 10. Ich bin in Saint-

Amedé Nummer 10!« – »Aber wo ist Saint-Amedé?« – »Da, wo ich telefoniere.«

Das Landhaus, in das Duval eingedrungen ist, gehört der kapriziösen Jacqueline Callot, die gerade ein starkes Schlafmittel geschluckt hat. Duval hat die schlafende Frau noch nicht entdeckt. Auf dem Tisch steht das Glas, in dem sie die Tabletten aufgelöst hat. Es ist immer noch halb voll. Deval ist durstig und greift zu. Das ist sein zweiter Fehler. Bald schlummern beide selig. Irgendwann wachen sie auch wieder auf. Doch dann taucht unerwartet Jacquelines Ehemann Robert auf. Die Situation ist extrem peinlich. Obwohl sie sich de facto nichts zuschulden kommen ließen und keineswegs bei irgendeiner Tat ertappt wurden, verheddern sie sich in Lügen. Und warum das Ganze? Weil Deval sich in die schöne Frau verguckt und ihr nach ihrer beider Erwachen vorgelogen hatte, dass zwischen ihnen etwas gewesen sei in dieser Nacht. Nichts Schlimmes, nur etwas Sexuelles – also was Schönes!

Und klar doch, Liebe gibt's auch. Am Ende kriegen sich tatsächlich die Richtigen.

Was lernen wir daraus? Erstens: Nicht in fremde Häuser eindringen und sich dort benehmen, als sei man ein gern gesehener Gast. Zweitens: Nie etwas trinken, von dem man nicht weiß, was es ist. Drittens: Bei der Wahrheit zu bleiben kann besser sein, als zu lügen. Viertens: Schlaftabletten können schlimme Folgen haben, selbst dann, wenn man vor der Einnahme Arzt oder Apotheker konsultiert hat. Fünftens: Aufpassen, wo man unterwegs ist, und Straßenschilder beachten. Es sei denn, man kann selbst Autos reparieren und muss niemanden zu Hilfe rufen.

Das Theater beziehungsweise das Musical bietet noch eine weitere Panne mit Folgen. Die von Brad Majors und Janet Weiss in der ›Rocky Horror Picture Show‹. In einer regnerischen Novembernacht sucht das frisch verlobte Paar nach einer Reifenpanne Hilfe